

Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters

von Emil Michael S. J.

(Fortsetzung.)

II. Die Besiedelung des Ostens.

Die größte Eroberung, welche von dem deutschen Volke je gemacht wurde, war die des deutschen Ostens und Nordostens, die sich vollzogen hat ganz besonders im 13. Jahrhundert. Es ist die Großthat des deutschen Volkes im Mittelalter, vielleicht die ruhmreichste That der Deutschen überhaupt, in erster Linie eine That der Kirche und der Orden, wie wir ja im Folgenden sehen werden. S. 86—87. Die reiche Literatur über diese Kolonisation ist von Michael mit solchem Geschick verwerthet, daß wir diesen II. Abschnitt, ohne Widerspruch fürchten zu dürfen, als den besten des Buches bezeichnen können. Schritt für Schritt begleiten wir den deutschen Ordensmann, Bauer und Ritter, nach dem Osten, und da wir uns mit ihnen als unsern Volksgenossen eins fühlen, freuen wir uns der herrlichen Erfolge, welche vereinte deutsche Kraft für alle folgenden Jahrhunderte errungen hat. Möge dem Schreiber dieses hier der Ausdruck des Bedauerns gestattet sein, daß der schöne Bund der drei Kulturarbeiter in der Kutte, im Kittel, in der Bräune ein für allemal zerrissen ist!

Im Vordergrund der Kolonisation standen während des 12. Jahrhunderts die durch elementare Ereignisse und Uebervölkerung zur Auswanderung gezwungenen Niederländer, welche von den Herren östlich der Elbe gerne aufgenommen worden waren. Die Urkunde des Vertrages ist noch erhalten, den sechs Holländer aus der Diöcese Utrecht im Jahre 1106 mit Erzbischof Friedrich von Bremen abgeschlossen haben. Dieser Vertrag ist vielfach maßgebend geworden für die Festsetzung der Bedingungen, unter denen sich die späteren Siedler aus den Niederlanden und aus Deutschland im fernem Osten niedergelassen haben. Gegen einen mäßigen Zins von dem Vieh und den Früchten wurde ihnen eigene weltliche Gerichtsbarkeit gewährt unter Anerkennung der Obergerichtbarkeit des Erzbischofes und unter Zuweisung von Zehnten an die Kirche. Die ihnen auferlegten Verbindlichkeiten müssen als sehr geringfügig gelten, die zugestandenen Freiheiten als überaus werthvoll. S. 87—89. Das Gebiet zwischen Elbe und Oder bis nach Meissen und Pansitz wurde in bunter Mischung von fleißigen Bauern aus den Niederlanden und aus Sachsen besetzt. S. 89. Die Kolonisation war allerdings zunächst das Verdienst derer, welche selbst das mühevolle Werk vollbracht haben, dann aber nicht minder jener Fürsten, welche die Besiedlung gefördert haben. Zu diesen gehören im 12. Jahrhundert die Erzbischöfe von Hamburg und Bremen, Friedrich, Adalbero, Hartwig I., Siegfried, Hartwig II. und der Erzbischof Wichmann von Magdeburg. Unter den weltlichen Fürsten ragten hervor Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär und Adolf II. von Schauenburg, Graf von Holstein. S. 89.

Die Kolonisten fanden ihre Hauptstütze an den Prämonstratenserklöstern, welche die Christianisirung der Wendenvölker bis zum Ende des 12. Jahrhunderts übernommen hatten. Noch zu Lebzeiten des hl. Stiffters Norbert erfolgte die Gründung von Leitzkau und von

Serchow (1114); die Domstifter zu Brandenburg und Havelberg waren mit Prämonstratensern besetzt. 1154 wurde das neugegründete Bisthum Ratzeburg dem Prämonstratenser Evermod übertragen; dem Bischöfe folgte eine Kolonie aus dem Mutterkloster, das Domkapitel wurde von Männern desselben Ordens gebildet. In Pommern verdankte um das Jahr 1150 das Prämonstratenserstift Grobe auf Usedom seine Entstehung dem Fürsten Ratibor. Der pommersche Fürst Casimir veranlaßte 1170 die Gründung von Grobe, 1177 wurde das Kloster Belbuck gebaut, 1180 Gramzow gestiftet. S. 89—90.

Die weitere Entwicklung der Christianisirung und Germanisirung des slavischen Ostens knüpft sich an die Cisterzienser, die Träger der Kolonisation im 13. Jahrhundert. Dieser Orden war für die ihm zugefallene Mission wie geschaffen. Genügsam in ihren Ansprüchen und frei von Familienbanden, wurden sie die berufenen Pioniere des Landesentwurfes. Mit dem Jahre 1170 begann die Gründung der zahlreichen Cisterzienserabteien im Wendenslande. Sümpfe und Wälder waren ihre Domänen. „Nach wenigen Menschenaltern stand die einem Cisterzienserloster geschenkte Wüstenei als ein blühender Landstrich voll deutscher Dörfer da; ohne diese Klöster würde die Mark Brandenburg dem heutigen Ungarn gleich geblieben sein, wo deutsches Wesen nur in den Städten herrschend geworden ist.“ Was sagt der aufgestellte Berliner zu diesen Worten von Nammers? Seine Cultur soll im Cisterziensergarten zu sprossen angefangen haben?

Es ist hier nicht der Ort, den Einzug der christlich-deutschen Cultur in den Wendenslanden Mecklenburg S. 91—94, Pommern S. 94—97, Brandenburg S. 97—98, Schlesien S. 98—108, Preußen S. 108 bis 126 in extenso zu schildern. Wir verweisen auf die meisterhafte Partie des Buches selbst. Mit bewundernswerther Sicherheit und Klarheit zeichnet M. den Siegeszug von Christenthum und Deutschthum nach dem heidnisch-wendischen Osten; höher schlägt dem heutigen Volksgenossen das Herz über Leistungen, deren Werth und Bedeutung erst den Epigonen zum rechten Bewußtsein gekommen ist, Leistungen, welche unsere eigene Liebe und Begeisterung für christlich-deutsches Wesen nähren und mehren.

Doch der Strom der Auswanderung ergoß sich auch, wenngleich in geringerer Stärke, nach Böhmen, Mähren, Polen, Ungarn und Siebenbürgen. Hier auf dem Neulande des Ostens wiederholten sich alle Impulse des Mutterlandes rascher, hier griff man energischer zu, hier löste man die Fragen neuer gesellschaftlicher und politischer Bildung systematischer, hier lebte man anfangs Draussekungslofer in weitgehender sozialer Gleichheit. Mit der raschen Entwicklung des Ostens hing es zusammen, daß durch das koloniale Deutschland die tonangebende Stellung des Westens eine gewaltige Einbuße erlitt. Freilich war die deutsche Einwanderung in die genannten Länder nicht dicht und nachhaltig genug. Aber deutsche Cultur war der Nährboden für die Völker, und wenn diese im Drange politischer Leidenschaften und nationalen Chauvinismus das vergessen, so bleibt es nicht minder wahr. Ganz Deutschland hat an der Wanderung nach dem Osten sich betheiliget. Indem der Einzelne zum erstenmale aus der Beschränkung des Stammes heraustretet, kam zum ersten-

male auch die nationale Einheit zum Bewußtsein des Volkes. S. 126—128.

Die bis ins 13. Jahrhundert fortbauernde Uebarung der Wälder in den deutschen Stammländern, die Rufenthellung, die Einwanderung in die Städte und die schnelle Verbreitung der Deutschen in den damals gewonnenen östlichen Theilen des Reiches sind nur erklärlich aus dem raschen Wachstum der Bevölkerung. Aber die Thatsache der großen Kolonisation wurde wesentlich bedingt dadurch, daß die Herrschaft des in engen Grenzen sich bewegenden Agrarsystems erschüttert war und daß eine neue Wirtschaftssystem sich anbahnte, die Geldwirtschaft. S. 128.

III. Die Städte.

1. Entstehung der Städte. Geldwirtschaft.

Die deutschen Städte sind beim Beginne des Mittelalters, auch noch nicht im 10. Jahrhundert, politische Verwaltungskörper; sie bilden keine politische Unterabtheilung des Staats- und Verfassungslebens. Jede Stadt gehört noch zu einem größeren Verbände, zu einem Grafschafts- oder Territorialverband, der von einem Beamten des Königs, Landes- oder Grundherrn geleitet wird. Trotzdem hebt sich die Stadt aus dem umliegenden Landgebiet in mancher Beziehung stark hervor. Diese Beziehungen, wie überhaupt die Entwicklung der Städte, werden von Michael eingehend gewürdigt. In dem Streite der Gelehrten um die Entstehung der Stadtverfassung nimmt er für keine der vielen Hypothesen Partei; denn dem Entstehen liegt nicht eine, sondern eine Reihe von Ursachen zu Grunde. Die eine ist hier, die andere da wirksam und formgebend gewesen. S. 133 bis 135, Anm. Darum hastet der Darstellung auch etwas Sprunghaftes an; es mangelt die organische Entwicklung, wie sie zeitlich in die Erscheinung getreten ist. Doch ist das eine Folge davon, daß nicht ein Parteiendpunkt vertreten wird.

Die Städte wurden von dem flachen Lande aus bevölkert. Gaben die Einwanderer auch vielfach die Bewirtschaftung von weiterentlegenen Grundstücken auf, so wurde doch auch in den Städten viel Ackerbau getrieben; manche Städte besaßen sehr ausgedehnte Feldfluren. Insbesondere Gärten befanden sich in der Nähe und innerhalb der Mauern und des Walles, welche beide jedoch nicht notwendig zum Wesen der Stadt gehörten. S. 129—130.

Die Ausgangspunkte der meisten Städte sind in den königlichen Pfälzen, in den Sigen der Fürsten, in den Höfen der geistlichen und weltlichen Grundherren zu suchen, insbesondere in Bischofsstühlen und Klöstern. Dadurch wurde der Ort nicht bloß für geistiges Leben ein Mittelpunkt, sondern auch für Gewerbe und Handel. Infolge des festen Sitzes der geistlichen Herren nahmen ihre Städte eine raschere Entwicklung als die königlichen. S. 130—131.

Jede Stadt hatte einen Markt, auf dem die Erzeugnisse des städtischen Handwerkes und die Erträgnisse der Landwirtschaft zum Verkaufe standen. Eine Stadt ohne Markt war undenkbar, denkbar aber ein Markt ohne Stadtrecht. Das Marktrecht war in der Regel ein den veränderten Verhältnissen angepaßtes Landrecht, auf dessen Ausgestaltung das Verkehrsrecht größeren oder geringeren Einfluß ausgeübt hat. Der Stadtfriede war Königsfriede, auch Gottesfriede, sein Symbol meist ein Kreuz, das Stadtkreuz. S. 131—132.

Die Selbstständigkeit einer Stadt bestimmte sich nach

den Befugnissen, welche der die Stadtgemeinde vertretende Bürgerschaft, der Rath, entweder rechtlich besaß oder doch thatsächlich ausübte. Der von dem Stadtherrn bestellte Richter oder Vogt war nur dem Namen nach das Oberhaupt. Der Rath brachte gewöhnlich die Gerichtsbarkeit an sich, ihm stand die Ausübung der erworbenen Hoheitsrechte zu, die Verwaltung der Finanzen und des städtischen Grundbesitzes — er war kommunales Verwaltungsorgan. In Handelsstädten hatte er, zumeist aus Kaufleuten bestehend, aristokratisches Gepräge, an gewerblichen Orten eigneten sich die Innungen die Stadtregierung an, herrschte die Demokratie. Eine gemischte Stadtverfassung bildete sich dort aus, wo die Zünfte dem aristokratischen Rath das Gleichgewicht hielten. Die Befestigung einer alten Regierungsform und die Einführung einer neuen war oft mit schweren Verwicklungen und heißen Kämpfen verbunden. S. 133—135.

Die deutschen Städte haben Dank den Fortschritten der Volkswirtschaft im 13. Jahrhundert ihre Vorbüthe erreicht, aber noch nicht ihre „Blüthe“, wie Michael will. Die Existenz des städtischen Marktes hat den endlichen Sieg der Geldwirtschaft über die bisher vorherrschende Naturalwirtschaft entschieden. Deuten auch die Ablösungen der Hörigkeitsabgaben durch Geld im 10. Jahrhundert auf die ersten Anfänge der Geldwirtschaft hin, so haben diese Spuren der neuen Wirtschaftsordnung nur sehr allmählich und durch die Vermittlung von langwierigen Entwicklungsstadien um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts sich Bahn gebrochen. S. 136.

Meisterhaft inhaltlich wie formell faßt der Verfasser zusammen: „Es war im Anschluß an die großartigen Erfolge, welche die Arbeit des Landmannes begleiteten, auf dem gesammten wirtschaftlichen Gebiete ein Umschwung der Dinge eingetreten, wie er bisher in der Geschichte des deutschen Volkes unerhört gewesen, ein Umschwung, der nicht bloß dem Jahrhundert, in welchem er sich vollzog, sein Gepräge verliehen hat, sondern der dem Leben der Nation auf weit hinaus eine bestimmende Richtung geben mußte.“

Die Wirkungen des Ueberganges von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft, von der hofrechtlicher Verfassung zum Städtewesen, können nicht leicht überschätzt werden. Die reine Naturalwirtschaft ist geschlossene Haus- und Hofwirtschaft, ist Eigenwirtschaft. Gütertausch war hier eine Ausnahme. Mit der durch die Städte aufkommenden Geldwirtschaft trat Arbeitstheilung und damit grundsätzliche Scheidung der Berufe ein. So entstand der Beruf der Handwerker, der Kaufleute, der freien Tagelöhner. Damit war die Möglichkeit größerer Vervollkommnung der einzelnen Zweige, die Steigerung der Ansprüche und die Befriedigung höherer Forderungen gegeben. Die Verkehrsform zwischen Stadt und Land wurde das Marktwesen und der Preismaßstab das Geld, welches die Kapitalbildung ermöglichte. S. 136—137.

Durch die Geldwirtschaft sind auch andere Formen menschlichen Strebens und menschlicher Thätigkeit ins Leben getreten. Bis zum 13. Jahrhundert sind der Klerus und im besondern die Klöster ausschließlich die Träger der Wissenschaft und der Kunst, die Stätten jeder höheren Kultur gewesen. Der Grund dieser Erscheinung lag in den wirtschaftlichen Vorbedingungen. Ein auf erhabene Ziele gerichteter Geist muß den Sorgen des Alltagslebens entrückt sein. Laienbildung war also erst denkbar, als der Einzelne durch die Geldwirtschaft

ein sorgenloses Dasein bekam und seine Zeit edleren Bestrebungen widmen konnte. S. 138.

Die Stellung der bisher wirksamen wirtschaftlichen Faktoren, des Grundbesizers und des Arbeiters, verschob sich; verbesserte sich einerseits, verschlechterte sich andererseits für den Arbeiter, der seine sichere Stütze verloren hatte. Erfreute sich dieser durch seine Entlassung aus dem gutsherrlichen Verhältniß jetzt auch größerer Freiheit, so wurde er auch der genossenen Vortheile beraubt, da sein Interesse mit dem eines andern innig verknüpft war. — Die Ueberlegenheit des Reichthums drückte auf die minder begabten Concurrenten, die trotz aller Anstrengung nicht mehr emporkommen konnten. Erst mit der Herrschaft der Geldwirtschaft ist enormer Reichthum auf der einen Seite, Massenelend und Ueberhandnehmen des Proletariates auf der andern möglich geworden. S. 138—139.

Die üblen Folgen der an sich vollkommen berechtigten Geldwirtschaft sind von den Dichtern und Predigern des 13. Jahrhunderts mit lebendigen Farben geschildert worden, so von dem Dichter des Freidank, von Walther von der Vogelweide, von einem unbekanntem Dichter des Stiftes Benediktbenern, besonders aber von Berthold von Regensburg. Dieser letztere war unermülich in seinem Eifer gegen die Schäden der Geldwirtschaft. Es nimmt den Anschein, als habe der von Liebe zu den Seelen glühende Bisprediger alle seine Kraft aufgeboden, um das noch junge Unkraut in der Wurzel zu treffen, mit Stumpf und Stiel auszurotten und so größerem Unheil vorzubeugen. S. 139—144.

Gegen die Schäden der Geldwirtschaft wurde ein wirksames Heilmittel gerade in jener Einrichtung gegeben, durch welche dieselbe wesentlich gefördert wurde. Es war das Zunftwesen.

2. Die Zünfte.

Ein altdeutsches Sprichwort lautet: „Niemandes Herr und niemandes Knecht, das ist des Bürgerstandes Recht.“ Das war das Ideal des mittelalterlichen Genossenschafts- oder Zunftwesens. S. 144.

Das bisher durch gutsherrliche Abhängigkeit gebundene und eben erst in den Städten frei gewordene Handwerk empfand das Bedürfniß einer Sicherstellung für die errungene Freiheit. Es wurde befriedigt durch das Eingangsprincip. In ganz Deutschland traten unter mannigfachen örtlichen Verschiedenheiten Zünfte ins Leben. Ursprünglich vielfach bloß kirchliche Vereine, bildeten sie sich zu gewerblichen Vereinen um, ohne den kirchlichen Charakter je zu verlieren. Die weitaus meisten wurden von vorneherein zu gewerblichen Zwecken begründet. Das beweist vor allem der Zunftzwang, der keineswegs als lähmende Fessel empfunden wurde; darnach mußten alle Gewerbetreibenden dem entsprechenden Verbands des Ortes beitreten, wodurch das freie Handwerk lebensfähig und kräftig wurde. Er ging aus von den Stadtherrn, die anfänglich den Zünften gegenüber bedeutende Rechte hatten. Mit der wachsenden Freiheit des Handwerkes wurde er durch einen von den Genossen gewählten Zunftmeister geübt. Das Aequivalent des Beitrittes war für des „Handwerks rechten Genossen“ das durch die Zunft gewährleistete Recht auf Arbeit. Durch den Zunftzwang war offenbar auch bedingt das Bannrecht, d. h. innerhalb eines gewissen Umkreises eines Marktes durfte kein Gewerbetreibender sich niederlassen und seine Waaren unabhängig von der Zunft in der Stadt absetzen. S. 145—148.

Aus dem 12. Jahrhundert sind nur 5 Handwerkerzunftbriefe erhalten, im 13. Jahrhundert ist ihre Zahl Legion. Am frühesten vereinigten sich naturgemäß jene Handwerke, welche den Bedürfnissen des täglichen Lebens zunächst entsprachen. Mit der Entfaltung eines Handwerkes gingen aus einer ursprünglich einzigen Zunft oft mehrere hervor. Die Münchener Weberzunft spaltete sich in Leinen- und Lodenweber, Tuch- und Zeugmacher, Tuchscheerer, Strumpfwirker und -stricker. S. 148—149.

Das Bedürfniß des Zusammenschlusses vereinigte die Genossenschaften auch örtlich, indem in den mittelalterlichen Städten die Straßen vielfach nach den Gewerbsleuten benannt wurden, welche in ihnen wohnten. S. 149—150.

Das Zunftrecht war erblich; auch Frauen hatten Zutritt. S. 149.

Nachdem die Zünfte im 13. Jahrhundert als gewerbliche Genossenschaften sich Geltung verschafft hatten, erlangten sie im 14. auch politische Bedeutung, indem sie mit den Geschlechtern oder gegen die Geschlechter zu den ersten städtischen Verwaltungsämtern gelangten. Auch die militärischen Verpflichtungen und die gefellige Unterhaltung spielten jetzt noch eine untergeordnete Rolle. S. 150.

Weit stärker trat der religiöse Charakter der Zünfte hervor. Die Religion und ihre Uebung verband die Zunftgenossen in Lieb und Leid. Die Zunft war eine große Familie, welche vom Geiste des Glaubens durchweht war. Sie bildeten zugleich immer fromme Bruderschaften oder waren solchen eingegliedert, sie hatten Heilige zu Schutzpatronen, hatten gemeinsame Gottesdienste, auch für die Verstorbenen. Die Pflicht der Sonntagsheiligung ward strenge eingeschärft und ihre Verletzung durch Selbstbußen geahndet. Große Opferwilligkeit bekundete sich unglücklichen Genossen gegenüber. Scharf wachte die Zunft über die Sittlichkeit der Mitglieder, noch schärfer aber über die gewissenhafteste Ehrlichkeit des Handwerkes; diese Vorschriften waren unerbittlich, die Strafen empfindlich, was der Verfasser mit vielen Beispielen belegt. Speziell „mit dem Weinsälschen nahm man es fast so ernst wie mit einem Attentat auf die jungfräuliche Ehre oder mit einer Majestätsbeleidigung“. „Falsches Werk“, d. h. schlechte, vorschriftswidrige Arbeit, war ausgeschlossen. S. 150—153.

Diese Satzungen gingen anfangs wohl von der Stadtobrigkeit aus, ebenso die Bestimmung des Preises für die Waaren der Handwerker. Allein schon im 13. Jahrhundert wurde die Preisregulirung von den Gewerbetreibenden selbst versucht. S. 154.

Man unterließ auch nicht, die Höflichkeit im Verkehrleben zu empfehlen. Ein Radikalmittel gegen die Irwürdigkeit der Fischweiber war das Verbot des Fischhandels für Frauen in Rothenburg und Augsburg. S. 155. — Die Strafen bestanden meist in Geldbußen, selten in körperlicher Züchtigung und entehrender Scharstellung. Die härteste Strafe war Ausschluß aus der Zunft und traf denjenigen, dessen „Bosheit sich bewährt hatte“. Die Zünfte sollten rein sein, als wären sie, wie das Sprichwort sagt, von den Tauben zusammengelesen worden. S. 155—156.

Die Ueberwachung des Gewerbes und die Ermittlung von Zuwiderhandelnden war Aufgabe derer, welche von der Stadtobrigkeit, später von den Zünften selbst dazu erwählt wurden. Diese Vertrauensmänner hießen Meister. S. 156.

Es beruhte also im Mittelalter wie der landwirthschaftliche Betrieb, so auch der gewerbliche auf der Vereinigung von Kapital und Arbeit. Die Arbeitskraft war noch nicht gezwungen, sich gegen die Abschlagszahlung eines Lohnes an das Kapital zu verkaufen. Wer durch unlantere Mittel sich bereichern wollte, den schloß die christliche Gesellschaft aus ihrer Mitte aus. S. 157.

Zur Zunft wurden außer den Familienangehörigen auch die Gesellen und Lehrlinge gerechnet. Eine Scheidung zwischen Geselle und Lehrling ist selten möglich vor 1300. Man verstand darunter die jungen Leute, welche sich befähigen sollten, ihr Gewerbe meistens selbstständig anzubüben. Der Meister hatte die Pflicht, für tüchtige Schöpfung seiner Pflegekinder zu sorgen, vor allem aber ihre sittliche Führung zu überwachen. Mit dem Verfasser dürfen wir das vorgeführte Verhältnis als ein patriarchalisches bezeichnen; aber in der Praxis ist es auch hier nichts damit, so wenig wie mit dem „wahrhaft patriarchalischen Gepräge“ der Hofgenossenschaft. S. 53, 157—158. Die Länge der Lehrlingszeit hing von der Vereinbarung ab. Nachdrücklich verboten ist die eigenmächtige Lösung des Vertrages. Von einem Meisterstück der Gesellen ist in den Urkunden des 13. Jahrhunderts noch nichts zu finden. S. 158—159.

Die Zünfte boten im 13. Jahrhundert das Schauspiel edlen Ringens. Ihr größtes Verdienst war die Heranbildung eines kräftigen Bürgerthums. Der Corpögeist des deutschen Innungswesens fand Nahrung darin, daß die gleichartigen Zünfte verschiedener Städte des In- und Auslandes stets eine gewisse Verbindung miteinander unterhielten. Auf der wirtschaftlichen und socialen Grundlage des Zunftwesens hat das Mittelalter eine in ihrer Art vollendete Organisation der Arbeit und der politischen Gemeinschaft aufgebaut. Dieser Zustand trat indessen erst ein, als durch den Aufschwung des Handwerkes das bewegliche Kapital in gewerblicher Hinsicht dem Grund und Boden gleichgestellt war, und als die politische Gleichstellung der Patrizier mit den Handwerkern der wirtschaftlichen folgen mußte. Der Ausbruch dieser inneren Nothwendigkeit waren die Zunftunruhen, welche fast überall zu Anfang des 14. Jahrhunderts ausbrachen und einen natürlichen Abschluß in der Entwicklung der deutschen Städte herbeigeführt haben. Von nun an hörten die Patrizier auf, allein Bürger zu sein. Es erwuchs ein neuer Bürgerstand, der sich aus den Geschlechtern, den Gewerbetreibenden und den Handelsleuten zusammensetzte. S. 159—162.

(Fortsetzung folgt.)

Fernan Caballero.

Zum hundertjährigen Geburtstag der größten spanischen Dichterin dieses Jahrhunderts.

(Schluß.)

Zahlreiche spanische Volkslieder finden wir in der Fernan Caballero'schen Sammlung der irdischen Liebe gewidmet, doch ist in keinem derselben die Liebe zu einem Menschen über die Liebe zu Gott gestellt. Im Gegentheil, die Seele gehört immer Gott zuerst, und es wird als Sünde betrachtet, jemanden mehr als die Jungfrau vom Berge Karmel zu lieben. Ja, diese wird geradezu um ihre Hilfe beim Gesang der Liebeskinder angerufen:

Gib mir, Mutter von dem Karmel,
Anmuth, Wiß und Feine,

Dem das Singen fordert deren,
Und ich habe keine.¹¹⁾

Ohne jegliche böse Absicht mischt das spanische Volk selbst die Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit in derartige Reime. So beginnt z. B. in der durch Fernan Caballero bethätigten Sammlung von Ständchen gleich das erste Lied mit den Worten:

In dem Namen unseres Gottes
Und des heiligen Geistes bringe
Ich das erste Lied dir dar,
Das an deiner Thür ich singe.“

Von den religiösen Liedern ihres Volkes, welche uns Fernan Caballero gesammelt hat, beziehen sich weitans die meisten auf die allerseeligste Jungfrau Maria; denn es ist eine allgemein bekannte Sache, mit welcher Verehrung und Liebe der Spanier der Gottesmutter zugeht; besonders gilt dies vom Geheimnisse der „Unbefleckten Empfängniß“:

An der Schwalbe, sagen sie,
Ist die Brust von weißer Art;
Und ich sage, daß Maria
Ohne Sünde empfangen ward.“

Gar lieblich und kindlich sind ferner die Weihnachtslieder, bei deren Lesung ich mich unwillkürlich der neu-provenzalischen Weihnachtslieder des südfranzösischen Pfarrers Lambert¹²⁾ erinnerte.

Man kommt da wirklich in Verlegenheit, welches man aus denselben zur Probe herausgreifen soll. Ich wähle nächstehendes, das mich besonders anmuthet, aus:

Eine Bandereta (= Tambourin) klinget,
Weiß doch nicht, wohin sie gehet;
Sehet sie nach Bethlehem,
Bis sie vor der Thür dort stehet.

Bei dem Sang des Instrumentes
Tritt St. Joseph in die Thür:
Wecket doch nicht meinen Knaben,
Denn er schläft ein wenig hier.

Gingefungen hält im Arme
Ihn die Mutter hold und rein:
Sang so süße, daß selbst ruhig
Gott dabei konnt' schlafen ein.“

Mit sehr großem Interesse wird vor allem der Deutsche die spanische Volks- und Kindermärchen unserer Dichterin lesen; denn in denselben weht unverkennbar deutsche Geistes- und Gemüthsart. Man kann dieselben füglich in drei Klassen einteilen:¹³⁾ erstens in Erzählungen von religiösem Inhalte mit besonderer moralischer Tendenz, in Spanien Gemplos genannt, wie z. B.: „Wenn es Gott gefällt“, „Das Vertrauen zu den Heiligen“; zweitens Kindermärchen, z. B. „Frau Fortuna und Herr Geld“, und drittens eigentliche Volks-erzählungen im engeren Sinne, z. B. „Die Ritter vom Fisch“. Was einstens die Gebrüder Grimm bei Herausgabe ihrer Sammlung deutscher Haus- und Kindermärchen sagten, die Poesie derselben sei so schön, daß man ihr wider Willen zugethan sein müsse, und ihr poetischer Inhalt bedürfe keiner Vertheidigung, darf wohl auch hier gesagt werden. Fernan Caballero hat sich

¹¹⁾ Fernan Caballero, die gründliche Kennerin des andalusischen Volksgeistes, versichert ausdrücklich, daß beim Singen dieser und ähnlicher Lieder von ihren Landesleuten keine Irreverenz gegen Heiliges beabsichtigt sei.

¹²⁾ „Bethlehem.“ Aus den neu-provenzalischen Weihnachtsliedern des Pfarrers Lambert. Ausgewählt und frei übertragen von W. Kreiten, S. J. Freiburg, Gerder, 1882.

¹³⁾ Hofaus, l. c. S. 138.

durch deren Aufzeichnung unstreitig ein großes Verdienst erworben, zumal da sie hiebei ebensoviel poetischen Geschmac als geschichtlichen Sinn an den Tag gelegt hat.

Von den Lebensschicksalen Fernan Caballero's wäre noch nachzutragen: Nach dem Tode ihres dritten Gemahls, des Advokaten Antonio de Arrom, der 1863 durch Selbstmord endete, veränderten sich ihre materiellen Verhältnisse gar sehr zu ihren Ungunsten. Zum Glück wurde ihr die Erziehung der königlichen Kinder übertragen, jedoch wegen Krankheit mußte sie diesen Posten bald wieder aufgeben; doch verblieb ihr bis zu ihrem Lebensende eine freie Wohnung im Alcázar in Sevilla zugewiesen. Bald hier, bald in Puerto de Santa Maria bei Cadix in stiller Zurückgezogenheit lebend, widmete sich unsere Dichterin bis zu ihrem am 7. April 1877 zu Sevilla erfolgten Tode der Schriftstellerei. Ihr Andenken wird bei allen, die den hohen Werth der guten, christlichen Literatur zu schätzen wissen, ein gesegnetes bleiben, und es wäre nur zu wünschen, daß auch in Deutschland ihre Werke immer mehr bekannt würden. Wer die spanische Sprache lernt oder nach Spanien reisen will, dem ist vor allem die Lektüre sämtlicher Schriften unserer großen spanischen Dichterin Fernan Caballero wärmstens zu empfehlen; doch auch diejenigen, welche der wohlklingenden spanischen Sprache nicht mächtig sind, werden in der Lektüre ihrer Werke, soweit dieselben bereits ins Deutsche übersetzt sind, den herrlichsten geistigen Genuß finden. Nimm einmal und lies die Schriften Fernan Caballero's, und du wirst dich, freundlicher Leser, von der Wahrheit des Gesagten überzeugen!

Forschungen zur bayerischen Geschichte.

-n. Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. Rasinger*) eine Reihe von Untersuchungen hauptsächlich über die mittelalterliche Geschichte Bayerns. Die erste Hälfte des Werkes bildet die Geschichte des Passauer Dekans Albert Böhle im, des seit Aventins parteiischer Darstellung so berühmten päpstlichen Legaten und Gegners Friedrichs II. Rasinger bietet hier mit Heranziehung des gesammten einschlägigen Quellenmaterials und unter Darlegung der damaligen Zeitverhältnisse ein anschauliches Bild von dem Leben und Wirken jenes Mannes, dessen Verwandtschaft mit dem bayerischen Herzogshaus (Albert war wahrscheinlich Taufpathe Herzog Otto's II.) im Nachtrag, S. 628 ff., eine eigene Erörterung gewidmet ist. — Die zweite Hälfte des Werkes enthält 14 gesammelte Abhandlungen. Die erste derselben betrifft das alte römische Bisthum Lorch (Lauriacum), dessen Zusammenhang mit dem späteren Bisthum Passau der Verfasser nachzuweisen sucht. Die in Passau verfertigten falschen Papstbullen, die den Nachweis erbringen sollten, daß Lorch und ebenso Passau in den ersten Zeiten ein Erzbisthum gewesen, werden zum größten Theil mit dem Projekt der Errichtung eines Bisthums Wien unter dem Passauer Bischof Wolfger (1191—1204) in Verbindung gebracht. Mit diesem Projekt beschäftigt sich die nächste Abhandlung eingehender. Die Errichtung eines Wiener Bisthums wurde besonders von den Babenberger Herzogen Leopold dem Glorreichen c. 1208 und Friedrich II. c. 1244 eifrig betrieben, doch ohne Erfolg. Das Bisthum wurde bekanntlich erst 1468 gegründet.

Die nächstfolgenden Abhandlungen beziehen sich haupt-

*) Forschungen zur bayerischen Geschichte von Dr. G. Rasinger. Rempten, Jos. Kösel, 1898. VIII u. 653 S.

sächlich auf die ältere Kirchengeschichte Bayerns, die ja wegen Mangels an genügenden Quellen noch sehr im Dunkel liegt. Bietet der erste dieser Aufsätze über die „älteste Reliquienverehrung in Bayern“ schon manches Interessante, so ist besonders der folgende: Zur älteren Kirchengeschichte Bayerns beachtenswerth. Auf Grund der vor 15 Jahren veröffentlichten Grazer vita S. Ruperti weist der Verfasser nach, daß Rupert nicht als Apostel der Bayern, die schon im 6. Jahrhundert bekehrt wurden, sondern als Klostergründer zu betrachten ist. Ferner wird hier die Bedeutung des hl. Valentin gewürdigt, der nicht bloß ein Tiroler „Lokalheiliger“ sei, wie die moderne Kritik will, sondern seine Wirksamkeit im 5. Jahrhundert auf ganz Rätien erstreckte.

— Nach einer Geschichte der Marienfesten in Bayern, worin die Einführung und Feyer der einzelnen Feste besprochen wird, folgen zwei Abhandlungen, die über noch wenig erforschte Partien der bayerischen Kirchengeschichte unter den Agilolfingern Licht verbreiten: Quirinus und Ursacius, die Schutzpatrone von Tegernsee und Jmünster, und der bayerische Kirchenstreit unter dem letzten Agilolfinger. Erstere Abhandlung verbreitet sich über die Translation jener Heiligen aus Rom sowie über die Gründungsgeschichte der beiden Klöster im 8. Jahrhundert durch die Huosier, die mutmaßlichen Vorfahren der Schyren-Wittelsbacher. Der andere Aufsatz beleuchtet den Streit zwischen dem germanischen Eigenkirchenssystem und der römisch-kanonistischen Auffassung von der Verwaltung des gesammten Kirchenvermögens durch den Bischof, den Streit zwischen den bayerischen Klöstern und fränkischen Bischöfen. Der Umstand, daß in diesem Streit Herzog Tassilo mehr auf Seite der Klöster stand, während Karl der Große die Partei der Bischöfe ergriff, habe wesentlich zum Sturze des letzten Agilolfingers beigetragen.

Die folgende Erörterung handelt über die sociale Bedeutung des hl. Franziskus, dessen Orden die Vermittlerrolle zwischen Luzus und Glend zu übernehmen bestimmt war. In Verbindung mit diesem Aufsatz steht der nächste über die Anfänge der Bettelorden in der Diocese Passau im 13. Jahrhundert.

Auf Grund der Werke Nibharts von Neuenthal, Wernher des Gärtners u. a. entwirft Rasinger sodann eine Schilderung über bäuerliches Leben im 13. Jahrhundert. — Ein bayerisch-malländischer Briefwechsel aus dem 12. Jahrhundert, zwischen dem Biographen Gregors VII., Paul von Bernried, nebst seinem Schüler Gebhard, den Gründern von St. Mang in Stadthof, und dem Schatzmeister des Malländer Domkapitels, Martin, ist nicht nur in theologischer, sondern auch in culturgeschichtlicher Hinsicht merkwürdig. Er gibt Aufschlüsse über die Thätigkeit lombardischer Bauinnungen in Bayern, besonders über die der Bauarbeiter von Como. Man ließ in Bayern im Mittelalter für Steinbauten meist italienische Baumeister kommen; daher die vielen Nachahmungen italienischer Kirchen bei uns.

Die vorletzte Abhandlung beschäftigt sich mit der Würde des Diakonats in der altchristlichen Kirche und bekämpft besonders die Auffassung, daß unter den im ersten Briefe an Timotheus (3, 11) erwähnten Diakonissen Frauen der Diakonen zu verstehen seien; es seien dies vielmehr weibliche Diakonen, Jungfrauen oder Wittwen. Davan schließt sich eine Erörterung über städtische Gemeindepflege im Mittelalter; Ver-

fasser weist die protestantische Ansicht zurück, die eine geordnete Armenpflege als Verdienst Luthers und der Reformation hinzustellen beliebt. Es gab Armen- und Almosenordnungen schon lange vor Luther. — Den Schluß bildet eine Erörterung über das Projekt eines Münchener Bisthums, das zuerst 1579 unter Herzog Wilhelm V. ins Auge gefaßt, von den Kurfürsten Ferdinand Maria 1678, Max Emanuel 1696 wieder aufgenommen wurde, aber nicht zur Ausführung kam.

So bietet das Werk genug des Interessanten und Anregenden, nicht nur für den Fachmann, sondern für jeden Gebildeten, und wird jedem Freunde der bayerischen Geschichte willkommen sein.

Dr. phil. Emil Wahrendorp's Broschüre „Katholicismus als Fortschrittsprincip“.

* Unlängst fiel uns ein Flugblatt „des jüdisch-freimaurerischen — i. N. Postztg. 1897 Nr. 134 —“ Verlags der Handelsdruckerei in Bamberg“ in die Hände, in welchem in großprophetischer Weise die oben angeführte Broschüre dem Lesepublikum empfohlen und namentlich auf die 2. Auflage derselben aufmerksam gemacht wird, „die wegen der Behandlung verschiedener, die Frauenwelt angehenden hochwichtiger Fragen auch diese mit Interesse lesen wird“. Zum Schlusse heißt es: „Diese Broschüre wird in der bevorstehenden Winteraison wegen ihres außerordentlich gediegenen wie sachlich gehaltenen Inhalts und ihrer hervorragend vornehmen, ruhigen Diction zweifellos in allen Gesellschaftskreisen den Mittelpunkt der Conversation bilden.“ Kann man in der Anpreisung einer simplen Broschüre noch mehr leisten? Referenzen stehen der Broschüre zur Seite von den „Münchener Neuesten Nachrichten“, vom „Das Menschenthum“, „Der Freidenker“, „Volks-Frühling“ u. a. geistesverwandten Zeitungen, in welchen die deutsche Sprache zu einer grotesken Lobhudelei mißbraucht wird. Durch all' das auf's höchste neugierig gemacht, wollten auch wir die Frucht der „gereisten Wissenschaft“ des Dr. Wahrendorp, seine Schrift, „welche vom wissenschaftlichen Standpunkte aus dem Würzburger Theologen (Dr. Schell) entgegnet“ und keineswegs ein Zeugniß für die eigene „geistige Inferiorität“ des Verfassers ist, wohl aber die „vieler katholischer Theologen“ brandmarkt, kennen lernen. Die hochwichtigen, die Frauenwelt interessirenden Fragen konnten wir wissen, darum genigte uns auch die 1. Auflage dieser „lehreichen“ Broschüre, um in ruhiger, vorurtheilsloser Lectüre uns ein Urtheil zu bilden über „die rein sachliche und vornehme Ausführung, womit der Verfasser mit „Virtuosität“ die Unrichtigkeit und Unhaltbarkeit der Schell'schen These nachweist“.

Wer ist nun Herr Wahrendorp? Wenn es wahr ist, daß er dem auserwählten Gottesvolke angehört, dann ist er allerdings berufen, berechtigt und überaus geeignet, über katholische Dinge mit einzigartigem Verständnisse und genauester Sachkenntniß abzusprechen und der katholischen Kirche den Dorn zu ziehen und auch „die orthodox-protestantische Theologie nicht zu schonen“.

Doch, besehen wir uns sein Nachwerk etwas genauer, so finden wir, daß es von Entstellungen und Unrichtigkeiten strotzt, an denen der Verfasser trotz aller Richtigstellung in öffentlichen Blättern hartnäckig festhält.

Die Broschüre ist von einem vollständig religionslosen Standpunkte aus geschrieben; die Anschauungen und Gesinnungen des Verfassers sind wohl schon damit genugsam gekennzeichnet, daß er nur erborgte Brocken aus Meißel, Nippold, Duller, Dropper, Noack, Scholl, Scherr u. ähnl. bietet. Rein journalistisch angesehen, ist sie ein lunterbranntes Sammelstümmel ohne jegliche Ein- und Abtheilung und logische Ordnung. Was den Inhalt anlangt, so stößt man in ihr auf Behauptungen, die entweder von der pyramidalen Unwissenheit des Verfassers auf religiösem und historischem Gebiete ein glänzendes Zeugniß ablegen, oder die rohe Ausgeburt eines von innerlichem Hass gegen alles Katholische erfüllten Herzens sind. So heißt es (Seite 9), daß der Papst an jedem Charfreitag öffentlich und feierlich alle Ketzer . . . verflucht; (S. 12) daß der römische Catholicismus in Wirk-

lichkeit alle Nichtrömischkatholischen für verloren halte. Der Catholicismus kann dem Fortschritte nicht dienen und die Kultur nicht fördern; die Wege der Kultur und der Religion kreuzen sich (S. 17 f.); alle Religionen sind bildungsfeindlich (Seite 19); Religion und Wissenschaft, Glaube und Wissen haben sich noch nie anders, als wie Feuer und Wasser vertragen (S. 33 f.). So lange es Menschen gibt, waren Religionen stets das größte und stärkste Hinderniß jeglichen Fortschrittes (S. 53).

Daß zwischen Glauben und Wissen, zwischen dem Inhalte der göttlichen Offenbarung und den sicheren Ergebnissen menschlichen Wissens, zwischen Catholicismus und Wissenschaft in unsern Tagen kein Widerspruch besteht, daß, wo der Glaube herrscht, auch das Wissen gedeihen kann, das beweisen uns doch die Schriften so vieler katholischer, glaubenstreuer Gelehrten der Jetztzeit, die sich über alle Gebiete menschlichen Wissens verbreiten. Von solchen Schriften und Männern wird allerdings Herr Wahrendorp keine Kenntniß haben, daher existiren sie für ihn auch nicht, wohl aber „die Bildungsfeindlichkeit der katholischen Kirche“. Daß die katholische Kirche im Laufe der Jahrhunderte mächtige Bausteine zum Aufbau wahrer Wissenschaft und Kultur geliefert hat, das erzählen uns die Blätter der Geschichte, das verkünden uns die großen christlichen Denkmäler vergangener Zeiten. Was hat nur der eine Benedictiner-Orden für Bildung und Gesittung, für Kunst und Handwerk, für Erziehung, Unterricht und Wissenschaft gethan? Was haben Jahrhunderte lang die zahlreichen Benedictiner-Schulen geleistet? Durch sie, sowie durch die wissenschaftliche Thätigkeit dieser eifrigen Mönche wurde in den schrecklichen Jahrhunderten, die auf die Stürme der Völkerwanderung folgten, die Fackel der Wissenschaft vor dem Erlöschen bewahrt und die Tradition der wissenschaftlichen Kultur aus dem Alterthum in die späteren Zeiten hinübergerettet. Wenn die Renaissance sich berauchte vom Glanze der antiken Wissenschaften und in dem Gemüthe der römisch-griechischen Redner und Dichter schwelgte, so verdankte sie diese Schätze allein der mühevollen und emsigen Arbeit der Mönche, welche die klassischen Schriftsteller des Alterthums für ihr eigenes Studium sowohl als auch für ihre Schulen brauchten und deßhalb durch unermüdeliches Abschreiben vervielfältigten. Das alles scheint der „wohlunterrichtete“ Herr Wahrendorp, der stolz und verächtlich auf die Kirche des Mittelalters herablickt, nicht zu wissen. Daher möchten wir ihm zur Ergänzung seines lückenhaften Wissens das Studium nachstehender Werke auf's angelegentlichste empfehlen: W. Ziegelbauer, *Historia rei literariae ordinis S. Benedicti*. Aug. Vind. et Herbipol. 1754. Mabilon, *De studiis monasticis*. Paris 1609. Surter, *Papst Innocenz III.* Band 4. Seite 97 ff. Montalembert, *Die Mönche des Abendlandes*. Deutsch von K. Brandes. Regensburg 1860.

Oder haben sich seine „Wahrheitsliebe“ und sein „Gerechtigkeitsstium“ gegen ein der Wahrheit entsprechendes Zeugniß gestäubt? Hat er vielleicht ein besonderes Interesse daran, all' dieses abzuleugnen? Er weiß ja doch, was Goethe sagt: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.“

Trotz seiner „tiefgehenden“ culturgeschichtlichen Studien scheint ihm weiters die allbekannte Thatsache entgangen zu sein, daß aus und neben den Klosterschulen im katholischen Mittelalter unter der Aufsicht der Kirche, mit ausdrücklicher Bestätigung der Päpste, mit materieller und geistiger Unterstützung der Bischöfe und des Klerus (Papst Urban V. unterhielt tausend Studierende zu gleicher Zeit auf den verschiedenen Universitäten) sich die großen Hochschulen als die Hochburgen und Centren der Gelehrsamkeit entwickelt haben, um welche sich zahlreiche Jünglinge scharten, um das Gold der Wissenschaft, welches die geistige Kraft christlicher Denker zu Tage gefördert, in Empfang zu nehmen, und daß daselbst die großen Geistesheroen des Mittelalters jene Lehrgebäude schufen, die uns heute amuthen, wie die großen gothischen Dome mit ihren reichen Kunstschätzen, die sie bergen. (Vgl. Die Geschichte der deutschen Universitäten von Georg Kaufmann. I. u. II. Band. Stuttgart. Cotta. 1888. 1896. Denifle, *Die Universitäten des Mittelalters bis 1400*. Berlin 1885.)

„Es ist eine unbestreitbare Thatsache — schreibt der Protestant Guizot im Hinblick auf diese Zeit —, Europas

ganze intellektuelle und moralische Entwicklung ruht wesentlich auf seiner Theologie, welche die Geister beherrscht und leitet. — Dieser Einfluß war höchst gegenwärtig, denn er hat nicht nur die geistige Bewegung in Europa genährt und befruchtet, es war vielmehr eben dadurch ein System gegeben, das unendlich höher stand als alles, was die alte Welt gekannt hatte.“

Fürwahr, vom Lichte, welches die unsterblichen Sonnen des Mittelalters, ein Alberus d. Gr., ein Thomas von Aquin, ein Alexander v. Hales u. a., ausgestrahlt, ist Hr. Dr. Wahrendorp sicherlich noch nie beschienen worden; man merkt es seiner Wissenschaft an.

Herr Wahrendorp kann sich auch die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Jesuiten einen — Fußtritt zu versetzen, ja deren Vernichtung als die wichtigste Kultur-aufgabe aller europäischen Staaten „mit aller Wärme“ zu proclamiren (S. 40, 42 ff.). Daß hier fanatische Geheißigkeit den Stifft geführt, springt in die Augen. Er wärmt den alten Kohn, „vom Zwecke, der die Mittel heiligt“, wieder auf; er erlaubt sich diese „wissenschaftliche“ Verleumdung, ohne nur im geringsten einen Beweis für seine Behauptung zu versuchen, und doch hätte er sogar dabei ein kleines Prositchen machen und die 1000 Gulden verdienen können, die einstens P. Kohn auf der Kanzel zu Frankfurt demjenigen geboten hat, welcher diesen Satz als in Jesuitenchriften enthalten und von Jesuiten vertreten nach dem Schiedspruche von drei Universitäten nachgewiesen hätte. Die Summe ist noch immer deponirt, trotzdem wird das alte Lied in allen Tonarten weiter geleiert. Mit solchen rothigen Waffen sollte man nicht als Vorkämpfer für die Wissenschaft auf den Plan treten.

Was Herr Wahrendorp über den Streit zwischen Janfenisten und Jesuiten sagt, berechtigt zu der Annahme, Herr Wahrendorp kenne den eigentlichen Streitpunkt gar nicht, und er habe auch nie mit einem Auge einen Blick in die einschlägige Literatur gewagt; trotzdem fühlt er sich berufen, große Worte auszusprechen. Ja, wenn man Wortmacherei und Wissenschaftlichkeit für identisch hält, dann gebührt allerdings Herrn Wahrendorp Krone und Palme. Den Eindruck, den die Broschüre des Herrn Wahrendorp auf die Jesuiten gemacht, die er mit Schmutz bemorfen, erfieht man daraus, daß sie sich um sein Geschreibsel gar nicht gekümmert und ihn nicht eines Wortes der Erwiderung gewürdigt haben.

(Schluß folgt.)

Als Antwort auf die Erwiderung

des „einzig autorisirten Uebersetzers“ in Beilage 68 gelte Folgendes:

1. Es ist dieser Erwiderung gelungen, den circulus vitiosus seiner ganzen Schrift recht deutlich zu machen. Der Zweck seiner Schrift ist doch der, die letzte Schrift des Cardinals Manning recht hochbedeutungsvoll und gewichtig erscheinen zu lassen. Darum will er die Autorität Burcells retten. — Obwohl nun die wiederholt zugestandenen Widersprüche desselben, bei dem „die angeborne Wahrheitsliebe endlich doch zum Durchbruch kommt“, dieselbe gewiß nicht heben, besonders da er ebenso unglücklich in seiner ersten Zurückhaltung wie in seiner späteren Erklärung der Widersprüche war, so fühlt Herr „Wahrmut“ nicht, daß er, je mehr er die Autorität Burcells zu retten sucht, die des Cardinals begräbt. — Wer sich so viele psychologische Widersprüche, wie dieser, muß beweisen lassen, welches Gewicht können denn seine Urtheile auf einem Gebiete haben, wo die Psychologie so große Bedeutung hat? Kann man deutlicher beweisen, daß Wahrmut's Schrift „pro nihilo“ ist? — Er liebt sichtlich kräftige Citate; — also „parturiunt montes u. s. w.“

2. Ich bin weder blindgehässig genug, um Burcell zum Fälscher zu stempeln, noch Laial oder hochmüthig genug, um ihm je das Handwasser reichen zu wollen. Es ist mir gar nicht eingefallen, seine Wahrheitsliebe oder sein Wissen zu bezweifeln, aber sein Standpunkt gefällt mir so wenig, wie der seines Uebersetzers. — Wenn dieser über der so großen Ehrfurcht vor Burcell und Spectator, und jener über seiner Wissenschaft die Ehrfurcht vor den Decreten des conc. Trident, nicht außer Acht gelassen hätte, so wäre pag. X und noch mehr unterblieben, und Herr „Wahrmut“ hätte die Expectationen seiner englischen Autoritäten nicht nachgebetet.

3. Da ich mich nur mit seiner Broschüre beschäftigte, auch kein Uebersetzer bin, so hatte ich Uebersetzungsfehler Anderer nicht zu erwähnen. Aber zu meiner Interpellation hatte ich allen Grund; denn faktisch fehlen die Schlußzeichen, ferner ist das Citat pag. X so trüb, daß ich nicht wagte, es einem so katholischen Burcell zuzuschreiben. Aber mußte es nicht allen Verdacht erwecken, wenn ein unbekannter Jemand so kräftig auftritt und erklärt sich für den einzig autorisirten Uebersetzer; und wenn man dann fragt: „Wer sind Sie denn?“ so beliebt es ihm, sich hinter den Busch der Pseudonymität zu verstecken und sich noch überdies „Wahrmut“ zu nennen. — Parturiunt montes . . . Er braucht weder als Schriftsteller die „Hyperboreer“, noch als Geistesheber die eingebildeten Geistesfenster von „Ratholiceismus“ zu citiren, sein eignes „Zwielddenken“ ist ihm gefährlich geworden. Parturiunt . . . Der -ch-Recensent.

Recensionen und Notizen.

Dr. K. Dichtungen von Cordula Peregrina. Die rühmlichst bekannte Dichterin des herrlichen, schon in 7. Auflage bei Felician Rauch in Innsbruck erschienenen Bändchens „Was das ewige Licht erzählt“, Cordula Peregrina (Schmid-Wöhler), hat seit diesem Erscheinungsmomente eine seltene poetische Fruchtbarkeit bewiesen. Und die geistvolle Convertitin schreibt keine Alltagsreime und Alltagsgedanken; alles, was aus ihrer Feder kommt, hat hohen poetischen Gehalt, athmet Frische und Begeisterung und ist kernig und von tiefer Frömmigkeit und wahrer Glaubensbegeisterung durchdrungen. Die Dichterin hat in diesem Jahre ein wahres Füllhorn von poetischen Gaben über ihre zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen ausgegossen. Wir nennen zuvörderst ein 416 Seiten starkes Bändchen Gedichte, das im Verlag von Anton Rustet in Salzburg nach Gebühre glänzend ausgestattet wurde. „Singt dem Herrn! Das Kirchenjahr in Liedern“, betitelt sich diese dankenswerthe neueste Gabe der gottbegnadeten Sängerin. Im ersten Theile ist für jeden Sonntag des Kirchenjahres ein passendes Lied geboten, welches den doppelten Zweck der Herzenserhebung und des guten Voratzes erfüllt, im zweiten Theile wird ganz besonders den lieben Heiligen gehuldigt. Der geschmackvolle Goldschnittband eignet sich auch seinem Aeußeren nach vorzüglich als werthvolles Festgeschenk. Als solches empfiehlt sich ferner das Bändchen: „Feierglocken zu heiligen Freudentagen“ (Verlag von Andreas Göbel in Würzburg), in einem je ansprechenden Einbände mit Goldschnitt (Preis 3 M.). Das Bändchen ist als Festgabe namentlich für die weibliche Jugend zur ersten hl. Communion oder zur Firmung gedacht, wird aber auch Knaben und Jünglingen nicht unwillkommen sein. Die tief empfundenen, glaubensbegeisterten, frommen Poesien der gottbegnadeten Sängerin sind so recht geeignet, die jungen Seelen auf jene schönsten Tage ihres Lebens vorzubereiten und die gehobene Stimmung immerdar wach und lebendig zu halten. — Ein weiteres Werk der Dichterin erschien soeben im Verlage von Felix Rauch in Innsbruck: „Aus Lebens Liebe, Lust und Leid, ein Pilgerfang zur Abendzeit“ (Gebd. 3 M. 40 Pfg.). Diese mit dem Porträtbilde der Dichterin geschmückte, reiche Folge von Liedern in sechs Abschnitten wird in ihrem Zusammenhange erst durch die Vorrede verständlich, die für Manche fast ebenso interessant sein wird, wie die Gedichte selbst. Denn Frau Cordula Schmid-Wöhler erzählt uns hier, zwar nicht an der Hand ihrer Tagebücher, aber doch in anschaulichen Commentaren zu den einzelnen Liedern und Liederkreisen, die Geschichte ihres Lebens und hauptsächlich ihrer Bekehrung und ihrer wechselvollen Schicksale nach dem Uebertritt zur katholischen Kirche. Das rührendste Capitel der Vorrede und der Gedichtsammlung umfaßt die Zeit, als die von den Eltern verstoßene, feingebildete mecklenburgische Pastorentochter sich zur dienenden Magd erniedrigte, um ihr tägliches Brod zu erwerben und ihrem Glauben leben zu können. Doch, wir wollen dem Leser nicht vorgreifen. Das vierte neue Werk von Cordula Peregrina ist ganz dem Dienste der heil. Jungfrau geweiht, enthält ausschließlich Marienlieder und betitelt sich „Marienrojen, entsprossen zu Füßen unserer lieben Frau“. Wohl selten hat man in einem Bändchen (222 Seiten) so viel wahre Madonnen-Poesie

eine solche Fülle begeisterter himmlischer Harfentöne zum Lob und Preis der jungfräulichen Gottesmutter vereinigt gefunden. Der erste Theil ist mehr allgemeiner Natur, der zweite Theil ist den Festen Mariens gewidmet, der Anhang enthält Marienlieder für alle, welche außerhalb der Kirche stehen. Ein liebliches Bild — die hl. Jungfrau wird von ihrem göttlichen Sohne als Himmelskönigin gekrönt — ist dem hochelegant ausgestatteten Goldschnittbände als Titelbild einverleibt. Die Einbanddecke zeigt die hl. Jungfrau mit dem Kinde auf Goldgrund in Rosenornamenten. Das im Verlage der Alphonse-Buchhandlung in Münster i. W. erschienene Buch kostet in dieser entzückenden Ausstattung gebd. nur 3 M. 60 Pfg.

Edward von Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben und durch ein Lebensbild eingeleitet von A. M. von Steinle. Freiburg, Herder, 1897, gr. 8°. 2 Bde. XX, 1056 S. Mit 19 Lichtdrucktafeln. M. 18; geb. in Leinwand. M. 22.

-i- Seiner Abstammung nach gehört E. v. Steinle dem Süden an; sein Vater war aus dem Stifte Kempten, seine Mutter aus Oberösterreich; seine Jugend verlebte er in Wien, er war ursprünglich zum Musiker bestimmt. Als Altmeister der christlichen Kunst gehört Steinle der ganzen gebildeten Welt an. Und jedem, der für Kunst und einen ihrer genialsten und feinstühligen Jünger sich interessiert, wünschen wir das vorliegende Buch in die Hände; es wird ihm eine reiche Quelle aktueller Anregung, Belehrung und Erhebung sein. Aber nicht bloß in diesem Sinn ist diese Publikation aus pietät- und verständnisvoller Sohneshand nutzbar, sie bildet auch in vielen Dingen einen Quellenbeitrag zur zeitgenössischen Geschichte, indem wir hineingeführt werden in den lebendigen geistigen Austausch des Altmeisters mit jenen, die das Band gleicher Interessen für Kunst, Glaube, Kirche und Vaterland ihm näherte. Auch in das fesselnd geschriebene Lebensbild sind Briefe an und von Zeitgenossen und Freunden geschickt verweben. Die Ausstattung durch den Verleger ist sehr sorgfältig. Von den Kunstbeilagen hat uns der Lichtdruck „Christus bei Nikodemus“ (nach einem Aquarell, 1863, im Städt. Ich. Institut) am meisten angesprochen. Und wenn auch ein Desiderium zu Worte kommen soll, so hätten wir außer dem Personenverzeichnis und dem chronologischen Verzeichnis von Steinle's Werken auch ein chronologisches Register dieser Briefe gewünscht. Mit einigen Bemerkungen des Herausgebers über die Vertretung der christlichen Kunst in der Gegenwart sind wir nicht einverstanden.

Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der eölestischen Photographie. 62 Kartenblätter (mit 135 Einzeldarstellungen) und 62 Folio-Bogen Text mit ca. 500 Abbildungen. Mit besonderer Unterstützung hervorragender Astronomen, sowie seitens zahlreicher Sternwarten und optisch-mechanischer Werkstätten. Von A. v. Schweiger-Verchenfeld. In 30 Lieferungen zum Preise von 1 M. (Kartleben's Verlag in Wien.) Erschienen sind Lieferungen 1—20.

Mit den Lieferungen 17—20, die uns kürzlich zugekommen sind, haben Text und Karten der bisher erschienenen Lieferungen dieses astronomischen Brachtwerkes eine weitere interessante Bereicherung erfahren. Den Hauptgegenstand der lichtvollen textlichen Ausführungen bildet diesmal die Fixsternwelt, und zwar an der Hand von Abbildungen, die nach den neuesten photographischen Aufnahmen von Sternwarten und Nebelflecken hergestellt wurden. Besonderes Interesse erregen die Roberts'schen Photogramme von Spiralnebeln. Bemerkenswerth sind wieder die großen Tafeln, photographische Reproduktionen von Mondlandschaften (die Blätter „Karpathen“, „Eudorus und Aristoteles“, „Atlas“, „Vertules“ sind sehr schön und instructiv), eine Partie des Sternbildes der Zwillinge (Pariser Aufnahme), dann die Farbenbilder „Mondfinsterniß“ und „Spektraltafel“. Der große Anflug, den diese ausgezeichnete Arbeit nicht nur in weiten Kreisen, sondern auch unter den Fachastronomen gefunden

hat, fußt in der geschickten Verwerthung der neuesten Forschungsergebnisse und in einer erstaunlichen Fülle von Abbildungen, zu welchen die Sternwarten der ganzen Erde die Originale bereitwilligst zur Verfügung gestellt haben. Jeder Freund der Himmelskunde wird mit Spannung dem Erscheinen der folgenden Lieferungen entgegensehen.

Aus Marfa's Jugendzeit. Erzählung von E. M. Hamann. Mit 3 ganzseitigen Tonbildern und 10 Text-Illustrationen. 8°. 142 Seiten, in farbigem Halbleinenband 1 M. 20 Pfg. Verlag von Rissarth in Gladbach.

Die deutsche Literatur ist nicht arm an Lesestoff für die Jugend; Christoph v. Schmid, Gerckenbach, Umbach, Isabella Braum, Emmy Siehl bieten zweckmäßige Lectüre für die Jugend beiderlei Geschlechts. Die Specialisirung erstreckt sich aber in neuester Zeit sogar auf die Jugendlectüre, indem sie sich scheidet in solche für Knaben und in solche für Mädchen, und wir halten das für ebenso zweckmäßig, wie die Scheidung der Jugendspiele. Als Lectüre für Knaben sind in neuester Zeit durch Uebersetzungen zugänglich gemacht die hübsche englische Novelle „Der kleine Lord Sauntleroy“ von Burnett, deutsch von Emmy Becher, die italienische „Derz“ von de Amicis, deutsch von Wülker, die wunder schönen Schilderungen aus dem amerikanischen Erziehungsweisen, welches allerdings von dem in deutschen Pensionaten sehr verchieden ist, „Tom Blaisair“ und „Beren Winn“ von P. Finn, S. J., deutsch von B. Betten. Als Parallele zu dieser für Knaben bestimmten Lectüre gibt Rissarth in M.-Gladbach eine „Mädchenbibliothek“ heraus, von welcher uns das 5. Bändchen mit obigem Titel vorliegt. Die Erzählung schildert die Schicksale eines 14-jährigen Mädchens, welches, der Eltern beraubt, in die Familie eines Oheims in Petersburg kommt und dort eine gleichgejunte Cousine und zwei hochadelige Freundinnen findet. Christlicher Familiensinn durchweht das Ganze, Ernstes und Heiteres wechselt annuthig miteinander ab. Einen besonderen Vorzug finden wir darin, daß die Erzählung nicht bloß Unterhaltung, sondern auch Belehrung bietet. Petersburg mit seinen schönen Kirchen und dem Kaiserpalast, mit dem lustigen Treiben im schneereichen Winter, der Aufenthalt in der Sommerfrische ist so lebendig und anschaulich geschildert, wie das die Verfasserin nur aus eigener Anschauung geschöpft haben kann; Matujchka, das alte Erbtöchter der Familie, ist der Typus einer treuen russischen Dienstmagd, welche innig mit der Familie verwachsen ist — also topographisches und ethnographisches als belehrende Staffage zu der psychologisch gut angelegten Erzählung. Nebenbei sei bemerkt, daß die Verfasserin identisch ist mit E. M. Harms, unter welchem Namen sie den bereits in 2. Auflage erschienenen, allseitig sehr günstig beurtheilten „Abriß der deutschen Literaturgeschichte“ (nach Brugier, Freiburg, Herder) veröffentlicht hat. Dr. S. W.

„Katholischer Schulfreund“ mit der periodischen Beilage „Der katholische Jüngling“ beschließt mit der uns soeben zukommenden Nr. 12 seinen heurigen, den zweiten Jahrgang. Wenn wir die reiche Fülle überblicken, welche diese eigenartige, streng katholische, pädagogische Monatschrift im jetzt abgeschlossenen Jahrgange 1897 um den ungewöhnlich billigen jährlichen Bezugspreis von nur fl. 1.20 ihren Lesern geboten hat, so muß man staunen über die Opferwilligkeit des Vereines zur Heranbildung katholischer Lehrer in Oesterreich, dessen Organ sie ja ist, und wohl auch der zahlreichen — Schriftsteller, die sich in den Dienst einer wahrhaft guten Sache gestellt haben. Freudig zu begrüßen ist es auch, daß wir endlich im „Katholischen Schulfreund“ eine katholische Zeitschrift haben, die ihre Aufsätze mit entsprechenden eigenen Illustrationen ziert und erläutert. — Die Zeitung verspricht, den kommenden Jahrgang zur Ehre des Regierungsjubiläums des Kaisers besonders schön auszustatten, ein weiterer Grund, den Bezug dieser wackeren Monatschrift allen unseren Lesern angelegentlichst zu empfehlen. K.